



Gerhard Frank

Zukunft schaffen

**Vom guten Erleben als
Werkzeug des Wandels**

 oekom

Gerhard Frank
Zukunft schaffen
Vom guten Erleben als Werkzeug des Wandels
ISBN 978-3-96238-046-5
292 Seiten, 14,8 x 21 cm, 25 Euro
oekom verlag, München 2018
©oekom verlag 2018
www.oekom.de

3

Gutes Erleben für ein gutes Leben

Wir verstehen das Leben nicht und handeln seinen Gesetzen zuwider. Vor allem ein Gesetz des Lebens wird vom modernen Menschen nachhaltig ignoriert: das Gesetz des Fließgleichgewichts. Es steht im diametralen Gegensatz zum Wachstumsmythos, der unser menschliches Leben an den Rand des Abgrunds gebracht hat. Nichts wächst im Lebensganzen unendlich. Alles strebt nach einem Fließgleichgewicht. Egal ob Tier oder Pflanze, egal ob individuelles Leben oder Lebensgemeinschaften bis hin zur Biosphäre. Die Größe des Löwen genauso wie die Zahl der Individuen in einem Rudel. Die Höhe eines Baums genauso wie die Anzahl der Individuen einer Baumart an einem Standort. Alles ist ein Teil, der mit anderen Teilen in Beziehung steht. Die Zellen meines Körpers. Ich mit anderen Menschen. Wir alle mit der Biosphäre und deren stoffliche Kreisläufe mit uns. In ihren vielfältigen Beziehungen zum Lebensganzen finden die individuellen Lebensformen die Balance, die ihre Existenz ermöglicht. Ich bin nicht allein. Ich bin ein kleiner wirbelnder Punkt in einem Netz von Milliarden Punkten meinesgleichen. Einem Netz, das sich über den Erdball spannt und diesen in sein Wirken miteinbezieht. Es gibt keinen Anfang und kein Ende in diesem Netz, weil alles ineinander fließt. Nur mein individuelles Leben ist endlich, so wie das individuelle Leben jedes Tieres, jeder Pflanzen endlich ist, weil sich kein Wirbel ewig hält. Wahrscheinlich ist auch die Lebensdauer eines Wirbels Ausdruck seines Fließgleichgewichts und in den Wechselwirkungen angelegt, die die jeweilige Spezies besonders machen. Es ist eine Vermutung, für deren Nachweis unser derzeitiges Wissen über das Leben nicht ausreicht.

Unsere Kultur ist an einem Punkt angelangt, an dem wir erkennen müssen, dass wir uns in zentralen Dingen, die das Leben betreffen, geirrt haben. Jede Kultur wird durch ihre Annahmen über das Leben bestimmt, die ihre Mitglieder am Beginn getroffen haben und über Generationen hinweg tradieren. Wir kehren daher an den kulturellen Anfang zurück und beginnen noch einmal von vorne.

Im Leben der Menschen gibt es Phasen der Kontinuität und Phasen des Wandels. In den Phasen der Kontinuität wenden die Menschen ihre Mythen auf die Umwelt an. Dabei wachsen aus dem Bodensatz der ersten Mythen weitere Konzepte, die den Menschen in ihrem Erleben Halt geben. Indem sich das Handeln der Menschen auf die physische Welt bezieht,

prägt es das Angesicht der Erde. Sie gerät immer mehr zu einem Abbild der kollektiven Mythen, die in den Köpfen der Menschen wirken.

In den Phasen des Wandels verändern die Menschen ihre Kultur schaffenden Mythen. Sie treffen neue Annahmen, die ihren Ausgang von neuen Formen des physischen Erlebens nehmen, das im kollektiven Miteinander für imaginatorische Erneuerung sorgt.

Die Fieberkurve der Erde ist ein Anzeichen des Wandels. Ebenso die zu Ende gehenden Ressourcen. Der Mensch fiebert, weil seine erhöhte Temperatur den Erreger tötet. Eine Strategie, die seine zellulären Wechselwirkungen als Variante vorgesehen haben. Die Erde fiebert, weil der Mensch in ihr Fließgleichgewichtssystem störend eingegriffen hat. Wir sind die Erreger der planetaren Fieberkurve. Droht uns dasselbe Schicksal wie den Viren, die uns befallen? Es könnte sein. Es sei denn, wir besinnen uns noch rechtzeitig und ändern unsere Annahmen, unsere kollektiven Träume und damit den Lebensstil, der daraus resultiert.

Anders als der Stoffwechsel von Tieren und Pflanzen, der genetisch festgelegt ist, folgt der gesellschaftliche Stoffwechsel des Menschen einer kollektiven Idee, die wie ein weltweites Geschäftsmodell funktioniert. Das ist das eigentlich Gute an unserer Situation. Denn Geschäftsmodelle können geändert werden, wenn sie versagen. Wäre unser wirtschaftliches Verhalten erblich bedingt, gäbe es keine Rettung für uns Menschen mehr. So aber haben wir die Entscheidung in der Hand, ob wir auf die von uns verursachte Bedrohung reagieren oder nicht.

Und darum scheint es sich in unserem Fall der weltweiten ökologischen Krise ja zweifellos zu handeln: um ein Versagen des kollektiven Geschäftsmodells, das die Weltwirtschaft veranlasst, unseren wichtigsten Geschäftspartner nachhaltig Schaden zuzufügen – der lebenden Natur. Und weil wir selbst ein Teil davon sind, fällt der zugefügte Schaden gnadenlos auf uns zurück.

*Ein neues Geschäftsmodell für die Menschheit,
das sich das Leben zum Vorbild nimmt*

Es bleibt für uns daher klarerweise nur mehr eine Möglichkeit: die Suche nach einem neuen Wirtschafts- und Geschäftsmodell, das den gesellschaftlichen Stoffwechsel mit der Natur regelt. Denn das Wachstumsmo-

dell funktioniert nicht mehr. Es hat solange funktioniert, solange es im Rahmen der vorhandenen Ressourcen blieb. Das ist heute nicht mehr der Fall. Die Menschheit verbraucht mehr, als ihr das Lebensganze zur Verfügung stellt. Wir konsumieren viel zu viel, gemessen an den vorhandenen Ressourcen. Wir haben längstens die Grenzen des Wachstums überschritten.⁵² Das neue Geschäftsmodell der Menschheit wird sich an den Gesetzmäßigkeiten des Lebensganzen orientieren müssen, von dem die Menschheit ein Teil ist. Die Ökonomie wird nicht mehr ungestraft allein ihre eigensinnig rücksichtslosen Ziele verfolgen, die sie ohne Bezugnahme auf das Lebensganze gefasst hat. Sie wird sich im Rahmen einer übergeordneten Ökologie des Lebens neu erfinden. Die Ökonomie wird damit aufhören der Ökologie zu schaden. Sie wird ein Teil von ihr und schenkt so den Menschen neue Hoffnung auf eine zukunftssichere Existenz.

Aber wie kommen wir dorthin? Wie befreien wir uns vom modernen Leben mit seinen Gewohnheiten, Gesetzen, Regeln, Ritualen und Bräuchen, die allesamt in den Mythen des industrialisierten Menschen wurzeln und die uns individuell und institutionell prägen? Dass es möglich ist, beweisen die vielen kulturellen Umbrüche in der Geschichte der Menschheit. Der Übergang vom Mittelalter in die Neuzeit ist ein Beispiel dafür. Er hat das Leben der Menschen, ihre Vorstellungen von der Welt und ihr gemeinsames Tun, das damit zusammenhängt, grundlegend verändert. Der neuzeitliche Mensch würde sich im Mittelalter nicht zurechtfinden, so wie der mittelalterliche Mensch in der Neuzeit verloren wäre. Weniger weil sich das Aussehen der Welt so radikal verändert hat. Sondern die psychische Verfasstheit des Menschen war eine andere. Der mittelalterliche Mensch träumte nicht von Wachstum und Beschleunigung in einem materiellen Diesseits. Er träumte von Sündenablass und Vergebung in einer jenseitigen Welt. Er träumte auch nicht vom gesellschaftlichen Aufstieg, wie der moderne Mensch, weil seine Vorstellung von den Dingen in der Welt eine gänzlich statische war. Die mittelalterliche Welt beruhte auf der Vorstellung einer unveränderbaren Hierarchie, in die man hineingeboren wird, mit dem König oben, Edelmännern in der Mitte und den Bauern unten.⁵³ Und mit den Bettlern als Bodensatz des Lebens.

Dass ein Tellerwäscher zum Millionär werden könnte, war in der mittelalterlichen Welt unvorstellbar. Und doch verbindet ein ununterbrochenes Band den Bettler im mittelalterlichen Florenz und den sprichwört-

lichen amerikanischen Tellerwäscher, der es bis zum Immobilientycoon geschafft hat.

Dieses Band beweist die grundsätzliche Machbarkeit des Wandels.

Ich bin mir bewusst, dass 500 Jahre und mehr zwischen dem florentinischen Bettler und seinem amerikanischen Nachfahren liegen. Etwa zwanzig Generationen. So viel Zeit haben wir nicht. Wir müssen es in viel weniger, vielleicht zwei bis drei Generationen, schaffen. Niemand weiß das so genau. Wir müssen daher anders vorgehen. Nichts dem Zufall überlassen. Man rechne die Zufälligkeiten heraus, die in jedem historischen Prozess stecken und ersetze diese durch ein choreographisches Vorgehen, das sich an den endogenen Kräften des Erlebens orientiert. Nutzt man diese absichtsvoll, könnte es auch in kürzerer Zeit gelingen. Nein, nicht sofort, weil bereits der individuelle Lernprozess, der in jedem kollektiven Wandel notwendigerweise enthalten ist, dauert. Aber in einer deutlich kürzeren Zeit, die wir vielleicht tatsächlich noch haben.

Ein Weg aus iterativen Schritten

Der Weg in ein anderes Leben, eines, das sich am Lebensganzen misst und es zum Vorbild nimmt, macht sich die Zusammenhänge im Erleben zunutze. Er besteht aus mehreren iterativen Schritten. Ein erster Schritt könnte sein: Ich versetze mich in den Zustand der Neugier. So fängt alles Neue an. Mit Neugier. Denn ohne Neugier hat das Neue keine Chance.

Schritt zwei: Ich folge dem Beispiel des Kindes in mir, das ich einst gewesen bin, und, befeuert von meiner Neugier, begeben sich auf eine körperliche, empirische Entdeckungsreise. Ich tue es spielerisch, unvoreingenommen, mit bereiten Sinnen. Ja, dafür braucht es geeignete Räume. Dazu komme ich bald.

Schritt drei: Ich wähle jene Erfahrungen aus, die mir gut tun und mich ganz machen. Ganz machen in dem Sinn, dass sich in diesen Momenten die Teile meines Erlebens bruchlos zusammenfügen. Nichts stört mehr. Es ist kein Widerstand mehr in mir. Alles geht leicht. Mein Erleben fließt dahin wie ein munteres Bächlein, das sich ungestört in der Natur seinen Weg bahnt. Dabei erblühe ich wie der Krokus, der nach einem langen Winter aus der Schneedecke hervorbricht und die ersten Sonnenstrahlen für sein Reifen nutzt. Gerne komme ich wieder und kehre an den Ort meines Entfaltens zurück und wiederhole und vertiefe mein Tun.

Schritt vier: Ich beziehe meine Freunde in die Erfahrungen mit ein.

Schritt fünf: Wir treffen uns später wieder, sprechen darüber und festigen das neue Band in uns. Schritt sechs: Spätestens jetzt beginnt das Neue in meiner Fantasie zu wirken. Es drängt mich nach entsprechenden Gelegenheiten für mein Handeln in meinem Alltag. Ich beginne meine Wirklichkeit zu verändern, indem ich für geeignete physische und soziale Randbedingungen Sorge, die mit meiner neuen Fantasie korrespondieren.

Wie gesagt, braucht es für diesen Weg aus mehreren iterativen Schritten geeignete Orte, an denen mein Erleben sich neu entfalten kann. Orte, die meine Neugier wecken und am Lodern halten. Orte, deren physische Elemente meinem Explorieren reiche Nahrung geben. An denen ich Dinge ungestraft versuchen und ausprobieren kann, ohne Nachteile in Kauf zu nehmen, wenn das eine oder andere nicht gleich funktioniert und scheitert. Dieses Herangehen braucht das Bekenntnis zum Versuch. Es braucht ein angstfreies Setting, das alles ermöglicht, was mir einfallen mag. Und zwar in einer Art, die mich neue Seh- und Handlungsweisen lehrt.

Ein anderes Leben ist nur möglich, wenn wir lernen, die Welt mit anderen Augen zu sehen, als wir es heute tun. Es ist nur möglich, wenn wir diesen Weg respektvoll und gemeinsam gehen und dabei Freude empfinden. Da niemand wirklich weiß, wie dieser Weg beschaffen sein wird, welche Schritte dabei funktionieren und welche nicht, ist jeder Versuch berechtigt, der mich und dich weiser macht.

Eines jedoch kann man schon heute sagen: Die Entdeckungen müssen um die Gesetzmäßigkeiten des Lebens kreisen, denn das zukünftige Zusammenleben wird sich daran orientieren müssen. Unsere heutigen Probleme resultieren daraus, dass wir diesen Gesetzmäßigkeiten im Alltag zuwiderhandeln. Und wenn wir diese Gesetzmäßigkeiten verinnerlichen, so wie wir heute beispielsweise das Wachstum als kulturelles Dogma verinnerlicht haben, wird sich aus dieser neuen Innerlichkeit die Kultur als Ganzes erneuern. Denn die kulturelle DNA ist in den Mythen verkörpert, die die Menschen einer Kultur teilen und die sie ihrem kollektiven Leben als Handlungsanleitungen zugrunde legen.

Diese Orte, von denen ich spreche, haben daher ein klares Ziel: die Mythen einer Kultur des guten Lebens im Sinne gemeinsam gemachter Erfahrungen vorzubereiten, damit daraus später unser kollektives Träumen schöpfen kann.

Am Ende seines Lebens hat der Mensch nur einen Richter: seine Kinder, die seine Taten beurteilen. Am Ende meines Lebens trete ich meinem Kind gegenüber, das über mich richten wird: Habe ich alles getan, damit es, mein Kind, ein gutes Leben führen kann? Zusammen mit anderen bereite ich mit meinem Leben die existenziellen Grundlagen und Randbedingungen für unsere Nachfahren. Wir können unseren Kindern eine Bürde hinterlassen oder einen Segen. Das ist für mich eine Gewissheit, die mich entsprechend zu handeln verpflichtet.

Ich allein kann natürlich nicht die Kultur als Ganzes erneuern. Ich allein vermag jedoch einen Anstoß zu geben, der aus einem kleinen Schneeball eine Lawine macht. Ich allein kann der Schmetterling sein, dessen Flügelschlag einen Wirbelwind auslöst.

Die Gesetzmäßigkeiten des Lebens widersprechen den zentralen Mythen der Gegenwart. Deshalb stehen wir am Abgrund. Zwischen mir und dem Fall in die Tiefe ist der Weg nicht mehr weit. Jedoch ist er lang genug, um die Wende zu schaffen. Das hoffe ich zumindest. Denn der Abgrund verschwindet in dem Moment, in dem wir unsere Mythen aufgegeben und unsere kollektiven Träume erneuert haben. Der Abgrund ist genauso fix wie die Ideen, die ihn erzeugt haben. Verschwinden die Ideen, verschwindet auch der Abgrund. Die Richtung dieser Erneuerung lässt sich bereits für die einzelnen Mythen benennen und erkennen. Die Ziele sind in Sichtweite. Jetzt gilt es, sie als selbst gemachte Erfahrungen im Leben jedes einzelnen Menschen vorzubereiten. Und zwar, indem ich sie zusammen mit anderen in meinem Erleben etabliere und verwirkliche. Denn nur wenn wir diese Erfahrungen teilen, teilen wir auch die Hoffnung, die uns zu einem kulturellen Neuanfang ermutigt und befähigt.

Von der Konkurrenz zur Kooperation

Zunehmend halten ernsthafte Wissenschaftler Kooperation für eine angeborene Eigenschaft des Menschen.⁵⁴ Demnach werden wir kooperativ geboren. Wir kommen mit einem Instinkt auf die Welt, der uns auf das Gemeinschaftsleben mit anderen Menschen vorbereitet. Wir schützen aber diese Gabe zu, indem sie von angelerntem Konkurrenzverhalten überlagert und still gelegt wird. Unsere Kultur tickt nach einem Muster,

das dem Aufwachsen der Menschen weltweit seinen Stempel aufdrückt und im Überleben des Stärkeren ein unentrinnbares Naturgesetz sieht. Demnach wird Konkurrenz belohnt, weil es den Stärkeren fördert. Kooperation ist nur für die Schwachen, die sich allein nicht durchsetzen können. Wenn du im täglichen Wettbewerb, Mann gegen Mann, Frau gegen Frau und beide Geschlechter gegeneinander, kooperierst, wird es der oder die andere als Schwäche gegen dich ausnutzen. Du wirst unterliegen. So oder ähnlich lauten die drohenden Warnungen der Konkurrenzapostel. Kaum jemand hat den Mut sich der Vorherrschaft des Wettkampfs zu widersetzen, weil die modernen Regeln des Zusammenlebens das Gegeneinander buchstäblich festschreiben. Man denke etwa an das Geldsystem, das die Banken praktizieren. Borge ich mir Geldmittel von der Bank oder einem Geldleiher, muss ich deutlich mehr zurückzahlen, als ich aufgenommen habe. Der Verleiher verzinst mein Darlehen. Das, was ich nun mehr zurückzahlen muss, kann ich mir nur von anderen holen, die aber ebenfalls derselben Logik gehorchen müssen. Alle haben eine Summe x aufgenommen, müssen aber eine Summe x plus y Prozent rückerstatten. Also konkurrieren wir gegeneinander in der wirtschaftlichen Wettkampfarena. Ich muss dabei Stärke beweisen, weil ich sonst unterliege. Das bin ich meiner Bank schuldig. Bin ich stärker als die anderen, hole ich mir von diesen den erforderlichen Mehrbetrag. Dass dabei manche Verlierer ihre Existenz aufs Spiel setzen, darf mich nicht stören. Die Verzinsung zwingt mich zu meinem Raubtierverhalten und meine Bank erwartet es. Ich gehorche.

Doch ist Darwins Stern als Welterklärer im Verblassen. Vor dem Hintergrund des Wandels erscheint die Konkurrenz als vorherrschendes soziales Paradigma überfordert und veraltet. Neue kulturelle Modelle entstehen eher, wo Menschen zusammenarbeiten, weil ja Kultur per se ein Produkt des Miteinanders ist. Dieser Schluss wird von verschiedenen ernst zu nehmenden wissenschaftlichen Entwicklungen unterstützt. Sie verdichten sich zu einem neuen Leitstern, als dessen Namensgeber mehrere Personen in Frage kommen. Die amerikanische Biologin Lynn Margulis gehört sicherlich dazu. Sie hat mit ihrer Symbiose-Theorie einen wichtigen Meilenstein am Weg der Befreiung von Darwins Alleinherrschaft gesetzt.⁵⁵ Man darf ihre Arbeit als Beweis dafür nehmen, dass Kooperation auf der biologischen Ebene des Lebens gang und gäbe ist. Durch den Zusammenschluss vorhandener elementarer Formen entstehen neue komplexere

Formen, deren Teile voneinander profitieren. Zugleich verleihen sie dem neuen Ganzen eine Flexibilität des Miteinanders, die größer ist als die der einzelnen, isolierten Teile. Die Kooperation scheint vor allem dann das Mittel der Wahl zu sein, wo sich Entwicklungen verzweigen und große Schritte erfolgen, die, gemessen an der Zeitlichkeit der Evolution, nahezu schlagartig Neuerungen bringen.⁵⁶

Der geforderte kulturelle Wandel ist zweifellos ein großer Schritt, verglichen mit den sukzessiven Optimierungen der letzten vierhundert Jahre. Und er muss in relativ kurzer Zeit erfolgen. Ein ganzes Weltbild zu verändern ist etwas anderes als kontinuierliche, einzelne Verbesserungen innerhalb desselben durchzuführen. Selbst wenn diese Verbesserungen – wie es beim modernen Menschen der Fall ist – mittlerweile viele Enzyklopädien füllen. Allein schon wegen dieser dimensionalen Differenz und der zur Verfügung stehenden, knappen Zeitspanne erscheint es angemessen, eine kooperative Strategie ins Auge zu fassen.

Dass ein Schwenk zu einem kooperativen Lebensstil keine Utopie ist, hat die litauische Prähistorikerin und Ethnologin Marija Gimbutas bewiesen. Das habe ich bereits erwähnt. Ihre Arbeit bescheinigt unseren neolithischen Vorfahren eine friedvolle Kultur, mit einer mütterlichen Gottheit als Lebensspenderin im Mittelpunkt.⁵⁷ Ein kooperatives Verhalten unter Menschen als kulturbestimmendes Merkmal ihres Zusammenlebens erscheint also grundsätzlich möglich.⁵⁸ Es widerspricht nicht unserer menschlichen Natur, wie viele Menschen lange Zeit geglaubt haben und manche heute noch suggerieren. Ganz im Gegenteil, es liegt in uns als Möglichkeit latent verborgen. Die amerikanische Soziologin Riane Eisler hat aus dieser Erkenntnis ein umfassendes Bild eines alternativen kulturellen Stils gezimmert und mit zahlreichen Indizien aus verschiedenen anderen Disziplinen untermauert.⁵⁹ In dessen Mittelpunkt befindet sich ein egalitäres Geschlechterpaar, dessen kooperatives Verhalten den Grundstein für eine konsistent partnerschaftliche Kultur legt: Mann und Frau.

Kooperation verbessert die Lebensqualität

Auch wenn das Feld der Weltbildwandler noch hart umkämpft ist, haben die Prediger der Konkurrenz, so wie es aussieht, keine wirklich guten Karten mehr. Sie werden angesichts der Argumente, die für einen kooperativen Übergang sprechen, langfristig weichen. An ihre Stelle werden Vorbil-

der treten, deren kooperatives Verhalten andere mitreißen und eine neue Menschheitsära einleiten wird. Natürlich wird es Konkurrenz weiterhin geben. Sie wird nicht ganz verschwinden, weil sie gelegentlich, in angepassten Dosen praktiziert, durchaus sinnvoll sein mag. Sie wird im Leben der Menschen aber nicht mehr die dominante Rolle spielen, wie das heute der Fall ist.

Einen fruchtbaren Boden für kooperatives Verhalten zu bereiten, ist ein wichtiger Katalysator auf dem Weg in ein anderes Leben. Der Boden sind wir, das sind du und ich, die sich im spielerischen Explorieren gegenseitig befruchten und dabei die Lust an der Kooperation entdecken. Wir werden erkennen, dass uns ein partnerschaftliches Vorgehen gut tut, unsere Ideen beflügelt und unsere Beziehungen heilt. Auf unseren gemeinsamen Höhenflügen werden wir uns in das Miteinander verlieben. Dann gibt es kein Zurück mehr, weil partnerschaftliches Verhalten zur Norm wird. Das lateinische *norma*, von dem sich der deutsche Ausdruck herleitet, bedeutet »Richtschnur«, »Regel«. Mit anderen Worten, so wie heute die Regeln im Zusammenleben den Wettbewerb unausweichlich machen, werden es morgen Regeln der Kooperation sein, die unsere Partnerschaften bereichern; sei es das Lernen in den Schulen, die Arbeit in den Betrieben und Unternehmen oder die Beziehung zwischen Ländern.

Allein schon dieser Schwenk von der Konkurrenz zur Kooperation wird unsere Lebensqualität schlagartig verbessern. Weniger Kampf bedeutet weniger Stress, der krank macht, und damit mehr Gesundheit. Gegnerschaft und Kampf schüren zudem negative Emotionen. Partnerschaft schürt Liebe. Ein liebevolles Leben beglückt mich. Aggressivität und Gegnerschaft lassen mich leiden. All das beweist, dass meine Lebensqualität nicht vom Haben abhängt, dessentwegen ich mit anderen ringe, sondern davon, wie ich mein Leben führe. Einer allein ist ohnedies eine Unmöglichkeit. Weil alles, was mich zum Menschen macht, mein aufrechter Gang, mein Sprechen, davon abhängig mein Denken usw., nur entsteht, wenn ich unter Menschen aufwachse, die sich um mich kümmern.

Nicht das Ich ist die Keimzelle meiner Kultur, sondern das Wir. Die Regeln und geteilten Gewohnheiten dieses Miteinanders machen die Kultur aus, der ich angehöre. Das gilt selbst dann, wenn sie uns paradoxerweise als Erwachsene zu Gegnerschaft verpflichten. Es liegt dabei auf der Hand, dass einer allein weniger vermag als mehrere zusammen. Egal, ob

es sich bei diesem Vermögen um Ideen handelt oder um konkrete Schritte. Ebenso liegt auf der Hand, dass ein Gegeneinander die existenziellen Möglichkeiten einschränkt auf das, was von unmittelbarem Vorteil für den Sieger ist. Das muss aber nicht von Vorteil für die Gemeinschaft sein, die im Nullsummenspiel des *Survival of the Fittest* in der Regel kein Mitspracherecht besitzt. Deshalb können heute Unternehmen Entscheidungen zu ihrem Vorteil treffen, ohne sich um die anderen zu kümmern. Mögliche Schäden für die Allgemeinheit werden gar nicht einkalkuliert. Man denke etwa an die weltweiten Praktiken der Erdölkonzerne, die sich nicht um die Verschmutzungen und Schäden scheren, die in ihrem Kielwasser oft auftreten. Oder an die Privatisierung der Wassernutzung, die den Siegern im Rennen um die Ressourcen enorme Zuwachsraten beschert, während die Verlierer nicht einmal mehr ein Recht auf Trinkwasser haben, obwohl dies für sie lebensnotwendig ist. In einer Kultur des Miteinanders, geprägt von einem partnerschaftlichen Grundverständnis der Menschen, gäbe es diese Probleme nicht. Denn die Verantwortlichen von Unternehmen wären in ihren Entscheidungen von einer Ethik motiviert, die dem Gemeinwohl einen Vorrang vor dem Einzelinteresse einräumten.

Der Übergang im Leben des Menschen von einem Gegeneinander auf ein Miteinander geht nicht von heute auf morgen. Er kann nur schrittweise erfolgen, da die moderne Kultur für eine rasche Durchdringung zu komplex ist. Zu viele gesellschaftliche Funktionsbereiche mit unterschiedlichen Regeln und Aufgaben sind davon betroffen; Bildung, Wissenschaft und Wirtschaft beispielsweise, deren institutionelles Phlegma jeweils nur langsame Veränderungen zulässt. Außerdem wird es Widerstand geben, der aus dem Konservativismus vieler Menschen resultiert. Das Alte wird dem Neuen nicht kampflos das Feld überlassen, zumal in diesem Fall das Alte mit dem sprichwörtlichen Kampf ums Überleben identisch ist.

Vom Wachstum zum Fließgleichgewicht

Der Mythos des Wachstums konnte so lange ungestört wirken, solange die Begrenztheit der planetaren stofflichen Ressourcen davon unberührt blieb. Dieses Limit haben wir mittlerweile überschritten. Wir verbrauchen mehr erneuerbare Rohstoffe als die Natur in derselben Zeit reproduzieren

kann.⁶⁰ Zugleich beuten wir die Lager der nicht erneuerbaren Ressourcen aus. Für die Wirtschaft wichtige Mineralien gehen zur Neige. Man denke etwa an den Sand für die Bauindustrie, für dessen Gewinnung inzwischen weltweit Strände, Flussbetten und Meeresgründe abgebaggert werden. *Wir sind augenblicklich Zeugen, wie ein ganzer Planet, der vier Milliarden Jahre für seine Entwicklung brauchte, in einer globalen Wirtschaftsmaschinerie verheizt wird.*⁶¹ In der biologischen Wirklichkeit machen sich die Schäden, die unser Raubbau anrichtet, in vielen Formen bemerkbar; als Artensterben, als Schwund natürlicher Lebensräume, in Form schrumpfender Fischbestände und anderer lebender Populationen, und nicht zuletzt als Klimawandel, der aus den entgleisten Regulationsmechanismen in der Atmosphäre resultiert.

Natürlich gibt es auch Wachstum in der lebendigen Natur. Tiere wachsen, Pflanzen wachsen, wir Menschen wachsen. Aber es gibt kein Wachstum ohne Grenzen. Jedes lebendige Wachstum hat sein Limit. Kein Baum wächst in den Himmel, weil irgendwann einmal die Schwerkraft größer ist als die Kräfte, die das Wasser in die Krone pumpen. Wenn dieser Gleichgewichtspunkt erreicht ist, hört der Baum auf in die Höhe zu wachsen, so wie wir Menschen nicht mehr wachsen, wenn wir unsere jeweils individuell charakteristische Größe erreicht haben. Er wächst dann nur mehr in die Breite und legt Jahr für Jahr einen Wachstumsring im Holz zu. Aber auch dieses Wachstum findet sein natürliches Ende, wenn der Baum, wie alle Lebewesen, die aus mehr als einer Zelle bestehen, stirbt.⁶² Denn im Leben gibt es kein endloses Wachstum.

Dass die Moderne dennoch dem Mythos des unbegrenzten Wachstums anhängt, ist eine Anomalie der menschlichen Geschichte, die sich nun rächt. Gerade weil dieser Mythos einen Teil der Menschheit mit Reichtum und Wohlstand versorgt hat und dieser Teil das Sagen über die anderen, weniger Glücklichen auf der Erde hat, ist der Abschied vom Wachstum kein leichtes Unterfangen. Die Profiteure wehren sich mit allen Mitteln gegen ihre Entmachtung. Sie erzeugen Druck auf ihre Gegner und streuen rhetorische Nebelbomben mit ewig demselben Tenor: kein Wohlstand ohne Wachstum. Kaum jemand getraut sich dieser Beschwörungsformel zu widersprechen. Schon gar nicht Menschen ohne wirtschaftliche Fachkenntnisse, weil zu viele Persönlichkeiten bei jeder Gelegenheit in dieses Mantra, den heiligsten Vers der Moderne, einfallen.

Darüber zu rasonieren ist müßig. Die Tatsachen sprechen eindeutig gegen ein Beibehalten des Wachstumsmythos. Man kann nicht weitermachen, wenn dabei die Rohstoffe ausgehen. Daran gibt es keine Zweifel. Fahren wir fort wie bisher, wird irgendwer dafür die Zeche bezahlen müssen. Irgendwer wird zu wenig haben, wovon andere zu viel haben. Hält dieser Zustand an, wird irgendjemand sein Leben lassen müssen. Und es werden viele sein, gemessen an der Schere, die sich mittlerweile zwischen Geben und Nehmen aufgetan hat. Es gibt schon lange kein Gleichgewicht mehr zwischen dem, was die Natur uns gibt, und dem, was wir uns gierig nehmen. Dass es nicht die Reichen treffen wird, weil sie ihre Stärke nutzen und sich kräftig zur Wehr setzen werden, darf man annehmen. Auf der Strecke bleiben die Armen, die sich keinen Widerstand leisten können. Einen Vorgeschmack darauf erleben wir bereits jetzt mit den weltweiten Flüchtlingsströmen und den Reaktionen der reichen Länder, die immer mehr ihre Arme verschließen. Die Menschen flüchten, weil das Gegenüber in ihrer Heimat für sie lebensbedrohend wurde und ihnen jede Aussicht auf ein lebbares Morgen raubte. Anstatt zu helfen, ziehen die Begüterten Zäune hoch und lassen Panzer an den Grenzen auffahren, um die Habenichtse draußen zu halten. Aber es gibt kein Draußen in einer Welt, die ich mit anderen teile. Es gibt nur ein Drinnen, seitdem die Menschen den ganzen Erdball bevölkert haben, und jeder Versuch dagegen wird daher langfristig scheitern.

Lineares Wachstum und begrenzte Ressourcen passen nicht aufeinander. Fügt man sie dennoch zusammen, ergeben sie einen Widerspruch in sich. Gibt ein Mensch laufend mehr aus als er hat, ist sein Schicksal besiegelt und absehbar. Er wird auf Dauer Schwierigkeiten bekommen und straffällig werden. Seltsamer Weise gilt das nicht für den Raubbau am Rohstofflager Erde. Hier meinen viele, wir können uns ohne Ende rücksichtslos bedienen. Und die, die am meisten an sich reißen, werden nicht bestraft dafür, sondern mit der Aufmerksamkeit des Boulevards belohnt. Irgendetwas läuft grundsätzlich schief in unserer Welt.

Wachstum ist kein Naturgesetz

Für das immer währende Wachstum gibt es keinen anderen Grund als die Regeln, die wir unserem Zusammenleben auferlegen sowie die Vorstellungen und Handlungsgewohnheiten, die damit korrespondieren. Beispiels-

weise das Zinssystem in unserer Geldwirtschaft, das uns zur Gewinnsteigerung zwingt. Oder die Appelle der Werbemaschinerie, die jedes Produkt bereits am Tag seines Erscheinens für veraltet erklären. Manche halten auch die menschliche Gier für einen triftigen Grund und bezeichnen sie als unstillbar, damit nur ja niemand auf die Idee kommt, sie den Menschen abzugewöhnen. Als wäre diese Neigung angeboren und würde bereits das Kind im Mutterleib plagen. Aber das neugeborene Kind kennt keine Gier. Es schläft, solange es Schlaf braucht. Es isst, bis es satt ist. Es klammert sich an die Mutter, bis es sich ihrer Zuneigung sicher sein kann. Es lernt krabbelnd seine Welt kennen, bis es wieder müde ist. Nichts an ihm ist ohne Grenzen. Die grenzenlose Gier als Eigenschaft vieler Menschen bildet sich offensichtlich erst später heraus. Vermutlich als Antwort auf Störgeräusche in der Entwicklung, die sich stetig wiederholen. Denn alles, was wir im Laufe unserer Entwicklung angenommen haben, ist gelernt und kann daher wieder verlernt werden. Ich denke, dass auch die Gier zu den erlernten Eigenschaften des Menschen gehört.

Das Wachstum ist daher kein Naturgesetz wie die Gravitation. Tatsächlich ist es das genaue Gegenteil dessen, weil es gegen eine Randbedingung verstößt, die niemand ändern kann; die Endlichkeit des Planeten, auf dem wir leben. Er lässt sich nicht aufblasen wie ein Luftballon, in der Hoffnung, dass sich damit seine Oberfläche vergrößert. Seine Ressourcen sind daher begrenzt. Diese Begrenzung ist ein Naturgesetz, nicht das Wachstum.

Womit muss ich beginnen, wenn ich mein kulturelles Leben neu ordnen möchte?

Ich muss mit dem Leben beginnen, da die Kultur evolutionär eine Folge des Lebens ist und nicht umgekehrt. Zuerst tauchte das Leben auf und dann die menschliche Kultur. Ich muss die Kultur daher vom Leben her denken und nicht umgekehrt. Meine Kultur ist das Gefäß, in dem sich mein Leben entfaltet. Idealerweise ist dieses nach den Bedingungen des Lebens geformt, dann kann das Leben aus sich selbst heraus geschehen. Dann bleibt es unbeschädigt. Eine Voraussetzung ist, zum Beispiel, mein Stoffwechsel. Ich tausche kontinuierlich Stoffe mit meiner Umwelt aus. Ich atme, trinke, nehme feste Nahrung zu mir. Höre ich damit auf, sterbe ich. An die Verfügbarkeit der Stoffe – reine Luft, reines Wasser, reine Nahrungsstoffe – dürfen wir keine Bedingung knüpfen. Wir dürfen sie nie-

mandem vorenthalten, weil das einem Todesurteil gleich kommt. Wer mit den Lebensstoffen spekuliert, nimmt den Tod von Menschen in Kauf. Die Kultur als Gefäß meines Lebens muss dafür sorgen, dass diese Voraussetzung, ohne die es nicht geht, vor allen anderen Dingen im Zusammenleben bedingungslos erfüllt ist. Am ehesten lässt sich das erreichen, indem ich mich selbst versorge. Oder indem ich lokale Beziehungsnetze knüpfe, in denen ich die Stoffe und Güter, die ich zum Leben brauche, direkt mit anderen Menschen tausche. Ich habe mein Leben dann selbst in der Hand. Ich kenne meine Partner persönlich und kann darauf vertrauen, dass mich mein von mir geknüpftes Beziehungsnetz nicht im Stich lässt. Dass heute immer mehr Menschen an Gartenarbeit Freude finden und sich ihr Gemüse in eigenen Beeten ziehen, betrachte ich in diesem Zusammenhang als erfreuliches Indiz. Ebenso, dass immer mehr Menschen sich ihre Nahrungsmittel von regionalen Gärtnereien und Bauern aus der Umgebung holen oder liefern lassen.

Meine Fantasie erinnert an die Gartenbaukulturen des Neolithikums, die Marija Gimbutas beschrieben hat⁶³. Ich meine damit weniger die Techniken unserer Vorfahren als vielmehr ihre Vorstellungen von einer lebendigen Erde, die ihren Alltag und ihr Tun in ein organisches kosmisches Bild einbetteten. Warum sollten wir uns nicht daran ein Vorbild nehmen, zumal mittlerweile ernsthafte wissenschaftliche Stimmen der Erde Lebendigkeit attestieren, indem sie unseren Heimatplaneten als lebenden Organismus betrachten?⁶⁴ Warum sollten wir also nicht zu diesem Punkt in der Menschheitsentwicklung zurückkehren und noch einmal von vorne beginnen? Diesmal jedoch angereichert mit dem biologischen und biochemischen Wissen des modernen Menschen. Könnten wir dann nicht etwas großartig Neues schaffen, das sich, wie es unsere Vorfahren taten, grundsätzlich am Leben orientiert und zugleich unsere heutigen Kenntnisse darauf anwendet? Würde dann nicht als Ergebnis dieser Verschmelzung eine Art neobiotische Revolution resultieren, die uns Menschen eine nachhaltige Zukunft eröffnet? Ich denke dabei aber nicht im Sinne des alten herrschaftlichen Verhältnisses⁶⁵ an ein Verbessern der Natur mit technischen Mitteln. Ich denke dabei an ein Lernen von und mit der Natur, das in einem Bewusstsein wurzelt, bei dem die Selbstorganisation des Lebens⁶⁶ im Vordergrund steht. Nachhaltig deswegen, weil wir uns damit wieder zu einer Kultur entwickeln, die mit der Natur arbeitet und nicht mehr gegen sie.

An die Stelle der namensgebenden steinernen Werkzeuge würde das ebenso namensgebende Wissen des modernen Menschen um die selbstschaffenden, autopoietischen Prozesse des Lebens treten.⁶⁷ Wiewohl ich meine, dass unsere Vorfahren bereits davon wussten, es aber anders ausdrückten.

Ein zentrales Merkmal dieser neuen Kultur würde uns dann mit den neolithischen Vorfahren verbinden. So wie diese würden wir uns den Zyklen der lebendigen Natur anvertrauen, die in unserer Fantasie entsprechende Vorstellungen vom Fließgleichgewicht des Lebens einpflanzen würden. In diesem Moment der Verinnerlichung würden wir unseren kardinalen Fehler erkennen: Die Natur kennt kein Zuviel. Die Natur kennt nur Gleichgewichte. Das Zuviel ist eine menschliche Erfindung, geboren aus der Hybris einer Kultur, die sich der Natur überlegen fühlt.⁶⁸ Eigentlich genügt bei vielen Menschen ein Blick in den Spiegel, um dieses Zuviel als das zu entlarven, was es ist: Eine mutwillige Sabotage des Fließgleichgewichts, das jedem gesunden lebenden Organismus zugrunde liegt. Die weltweite Zunahme an Fettleibigkeit in den Ländern der industrialisierten Welt beweist, wie sehr diese Sabotage uns schadet. In der Regel assoziiert mit dem metabolischen Syndrom, beeinträchtigt sie nachhaltig das Leben der Menschen. Von den Unannehmlichkeiten ganz zu schweigen, die Dickleibigkeit im Alltag mit sich bringt – Kurzatmigkeit, eingeschränkte Beweglichkeit, Gelenksschäden usw.

Wenn das Fließgleichgewicht in den Vordergrund tritt

Orientiere ich mich in meinem täglichen Handeln am Fließgleichgewicht und nicht am Wachstum, kommt es zu einer generellen Verlagerung in meiner Aufmerksamkeit. Das Wachstum manifestiert sich in äußeren Dingen und lässt sich messen: an meinem Einkommen, meinem Kontostand, meinem materiellen Besitz usw. Das Fließgleichgewicht indes manifestiert sich im Inneren der Dinge. Es ist ein intrinsischer Faktor, den man am besten mit Güte oder Qualität umschreibt. Ein Ökosystem, dessen Teile sich im Fließgleichgewicht zueinander befinden, erweckt in mir den Eindruck besonderer Güte. Ähnlich wie ein Gemälde von einem Meister durch seine Ausgewogenheit beeindruckt, also mich durch seine Qualität bewegt. Deswegen üben Monokulturen in der Regel auch eine erbärmliche Wirkung auf uns Menschen aus. Es ist ein Zuviel von einem Faktor vorhanden. Ein Zuviel, das es in der unbeschädigten Natur nicht gibt. Ebenso vermitteln

Tiere oder ein Pflanzen, deren Prozesse im Fließgleichgewicht sind, einen guten, wir sagen, gesunden Eindruck, während der gegenteilige Fall, beispielsweise bei anhaltender Entbehrung, sich rasch in einem schlechten, kränklichen Aussehen niederschlägt.

Man sieht schon an diesem kurzen Gedankengang, dass die beiden Vorstellungen, das Wachstum auf der einen und das Fließgleichgewicht auf der anderen Seite, zu gänzlich unterschiedlichen Wahrnehmungswelten gehören. Beide Welten sind als Möglichkeiten in uns, wenngleich wir nur eine davon im Alltag leben. Denn dass wir einen Sinn für Ausgewogenheit besitzen, beweisen alle Künstler, deren Schaffen auch als ein Ringen um Gleichgewicht in den Proportionen ihrer Werke verstanden werden kann. Stehen wir dann in den Museen vor ihren Werken, dann klingt auch in uns etwas davon an, was sie als Schaffende dabei bewegt hat. Es beweisen aber auch die Menschen, die an den Wochenenden in die Natur strömen, weil sie dort etwas finden, was ihnen der Alltag vorenthält. Es werden immer mehr, die das angesichts eines Alltags tun, der geprägt ist von den Wunden entgrenzten Wachstums. In der Natur finden sie wohl das Gegenteil dessen. Für kurze Zeit verbinden sie sich mit den Fließgleichgewichten des unbeschädigten Lebens, zumindest soweit dieses noch in der modernen Welt an den Rändern der Großstädte vorhanden ist. Warum tun wir uns diesen Alltag an, wenn er uns an den Wochenenden in die Flucht schlägt? Kein Tier flüchtet am Wochenende aus seinem Revier. Es sei denn, wir Städter vertreiben es mit unserem lärmenden Massenexodus, zu dem sich unsere Ausflüge verbinden. Es wäre doch auch ein Alltag vorstellbar, der uns besser tut als der, den wir heute miteinander leben. Wir könnten doch Schritt für Schritt diese Vorstellung zur Wirklichkeit machen, die uns an den Wochenenden in die Natur hinaustreibt. Warum tun wir es nicht? Wir müssten dann nicht mehr fliehen.

Was wäre in einer postmodernen, neobiotischen Fließgleichgewichtsgesellschaft anders als in der modernen Wachstumsgesellschaft?

Es gäbe genauso Schulen, die Menschen auf ihr Leben in der Gemeinschaft vorbereiten. Warum sollte man eine sinnvolle soziale Erfindung wie es die Schule ist, am Übergang ad acta legen? Es gäbe genauso Wissenschaften, die dafür die Inhalte schaffen. Es gäbe genauso Richter, die auf die Einhaltung der Gesetze achten, wenngleich es teilweise andere Gesetze wären als

die, die wir heute kennen. Es gäbe genauso wirtschaftliche Prozesse und Einrichtungen, weil Menschen ja weiterhin miteinander Austausch treiben würden. Es gäbe genauso Interessensvertretungen, die dafür sorgen, dass einzelne Meinungsgruppen trotz der Größe ihrer Gemeinschaft gehört werden. Dazu zählten auch die Kirchen, die den Glauben der Menschen organisieren. Die Menschen würden ja nicht aufhören zu glauben, wenngleich die Inhalte sich vielleicht mit der Idee des unbeschädigten Lebens aussöhnen würden. Mit anderen Worten, die Gesellschaft wäre mindestens ebenso komplex wie die, der wir heute angehören. Doch wären die Vorstellungen in den Köpfen der Menschen, die ihren sozialen Systemen Leben einhauchen, andere.

Die Schulen würden sich am Prinzip des guten Erlebens orientieren, weil Lernen und Erleben identisch sind. Die Wissenschaften würden sich mehr um ein Verständnis der systemischen Gesetze bemühen, die einen lebenden Planeten prägen. Vielleicht würden dabei klassische analytische Disziplinen wie Physik oder Chemie in den Hintergrund gedrängt, während im Vordergrund inter- und multidisziplinäre Fächerkombinationen blühten, deren vielfältige empirische Praxis uns neue Einsichten in das Leben des Menschen bescheren. Hier klingt wieder das Motiv der kooperativen Vereinigung an, das schon in der Evolution für sprunghafte Entwicklungen sorgte, wie etwa am Übergang vom ein- zum vielzelligen Leben. Die Richter würden sich in ihren Sprüchen auf Gesetze beziehen, die vom Geist des partnerschaftlichen Miteinanders zeugen. Und die wirtschaftlichen Kräfte würden nicht mehr auf Wachstum pochen, sondern ihre Aufgabe darin sehen, dem Fließgleichgewicht der Natur zu folgen, bedingt durch die stofflichen Kreisläufe des Lebens. *Die größte Entwicklungschance und Wertschöpfung für die Wirtschaft von morgen liegt in der Umwandlung vom Wegwerfsystem hin zur neuen Kreislaufwirtschaft.*⁶⁹ Es gäbe aber keinen Wettbewerb mehr, der um des Wachstums willen die Menschen gegeneinander aufhetzt. Es würde eben viel mehr auf Kooperation gesetzt, weil so am ehesten die Schwarmintelligenz der vielen zum Ausdruck kommt.

Ob es in einer solchen Welt noch einer Werbung bedarf? Vielleicht hätte sie eine andere Aufgabe, eine andere Rolle, die sie charakterlich verändern würde, so wie sich die Raupe verändert, wenn sie zum Schmetterling wird. Ich könnte mir vorstellen, dass sie als Katalysator des neuen Bildes wirkt, welches der Übergang zu einem neuen Leben lostritt. Sie würde

dann die Menschen nicht mehr mit Konsumaufforderungen gängeln. Sie würde ihr affirmatives Tun einer guten Sache widmen: der kommunikativen Verstärkung und Absicherung der neuen Bilder, die in den Köpfen der Menschen entstehen und die ihr gemeinsames Träumen neu befruchten.

Was verschwinden würde

Was es aber nicht mehr geben würde, sind Unternehmen, die mit ihrer schiereren Größe die anderen erdrücken. Sie halten sich heute am Leben, indem sie den natürlichen Kontrollmechanismen trotzen und alle anderen kannibalisieren und versklaven. In der Natur gibt es solche Übergrößen nicht, weil sie von den Regelkreisen, die dem Lebensganzen innewohnen, längst aussortiert worden wären. Kein Löwe wird größer oder stärker als es seine Beutetiere erlauben. Die Rückkopplungen in seinem Lebensraum sorgen dafür, dass sich ein optimaler Wert einpendelt, der allen Teilnehmern im System gerecht wird. Der Mensch ignoriert jedoch die Regelkreise der Natur und bezahlt nun teuer. Die großen Konzerne kommen mir vor wie die Dinosaurier des Mesozoikums. Sie werden mit dem Übergang in eine neue kulturelle Ära verschwinden. Doch anders als die Dinosaurier, werden sie nicht sterben, sondern eine Quelle neuen zukunftsfähigen kulturellen Lebens sein. Zu große wirtschaftliche Einheiten werden zu kleineren zerfallen. Sie werden sich in Einheiten zerteilen, die klein genug sind, um sich wieder in die natürlichen Regelkreise des Lebens einzugliedern, an denen sich unser zukünftiges Zusammenleben orientieren wird. In der Natur gibt es einen Vorgang, der mir dabei als Vergleich in den Sinn kommt; die sog. Strobilation. Diese tritt bei bestimmten Nesseltieren auf, die einen Generationswechsel zwischen sitzenden Formen, den Polypen, und frei schwimmenden Formen, den Quallen, zeigen.⁷⁰ Ein schlauchförmiger Polyp wächst am Boden des Meeres heran. Plötzlich teilt sich sein Körper scheibenförmig in mehrere Individuen, die sich voneinander ablösen und als Einzeltiere davonschwimmen. Aus einem großen Gebilde werden viele kleinere, wendige Einheiten gebildet. Ist das nicht ein hoffnungsvolles Motiv für die kulturellen Dinosaurier der Gegenwart, das zeigt, wohin sie sich entwickeln können?

Ja, das ist Zukunftsmusik. Das Beispiel aus der Natur beweist aber, dass das Leben diese Lösung bereits kennt. Also warum sollten wir uns nicht, angesichts des drohenden Abgrunds vor uns, zu einer Strategie entschlie-

ßen, zu der uns das Leben rät. Wenn es darum geht, alle Kräfte für den nächsten kulturellen Schritt zu sammeln, sind damit ja auch die Kräfte gemeint, die in den großen Unternehmen gebündelt sind. Anstatt sie gegen Mitbewerber zu richten, ließen sich diese Kräfte auf sinnvolle kleinere Kraftpakete verteilen, die der Gemeinschaft als Ganzes dienen und nicht nur einzelnen ihrer Spieler. So würde es zumindest die Natur tun, deren Weisheit wir uns hier getrost anvertrauen dürfen.

Wie steht es mit der Arbeit in einer Fließgleichgewichtsgesellschaft?

In unserer Wachstumsgesellschaft ist Arbeit ein Kostenfaktor, noch dazu ein teurer. Kosten müssen niedrig gehalten werden. Das verlangt das Diktat der Wachstumswirtschaft. Jeder unnötige Kostenfaktor schmälert ja den Gewinn und damit das Wachstum, das die Unternehmen anstreben. Also wird eifrig an der Kostenschraube gedreht. Dass dafür die Arbeitsplätze ein williges Ziel abgeben, liegt auf der Hand. Hundert Arbeitsplätze weniger und schon zeigen die Gewinnzahlen wieder in die Höhe und die Anteilseigner freuen sich über die Renditen. Dass sie mit Leid von Menschen erkaufte wurden, weil sie dafür ihre Arbeitsstelle hergeben mussten, kümmert die Sieger im Wettlauf um Profite nur wenig. Schließlich geht es ja um meinen persönlichen Gewinn und um meine Nase, die im Rennen vorne sein soll. Deshalb wird unablässig an Maschinen und Methoden geforscht, die die Arbeitskräfte sparen und ersetzen können. Die Wachstumswirtschaft hat es auf Arbeitslosigkeit abgesehen, nicht auf Beschäftigung. Weil in der Regel eben weniger Arbeitsplätze mehr Gewinn bedeuten. Und wenn der Gewinn im Vordergrund steht – nichts anderes fordert die Wachstumsfantasie – bleiben die Arbeitsplätze auf der Strecke. Es geht gar nicht anders. Das verlangt die Logik des Wachstums. Dass Wachstum Arbeitsplätze schafft, ist daher schlichtweg gelogen. Denn *ein Wachstum ohne zusätzliche Einstellungen ist kein Zukunftsszenario mehr, sondern längst Tatsache: In den letzten 20 Jahren haben die 500 größten Unternehmen ihre Produktion versiebenfacht und gleichzeitig Personal abgebaut.* Schreibt ein Kenner des Finanzsystems, der es wissen muss.⁷¹ Konjunkturelle Aufschwünge stehen daher immer öfter zunehmenden Arbeitslosenzahlen gegenüber, die dem vermeintlichen Zusammenhang trotzen. Wir haben es mit einem strukturellen Problem zu tun, das in falschen Mythen wurzelt. Dass dennoch die wachstumshörigen Meinungsmacher das Gegenteil be-

haupten, hat auch mit deren Angst zu tun. Sie fürchten die kollektive Kraft der Menschen, die, wenn sie einmal diesen Trick durchschaut haben, sich gegen sie richten wird.

Eine Fließgleichgewichtsgesellschaft tickt in dieser Beziehung ganz anders. Sie setzt auf Wohlbefinden anstelle von Wohlstand. Wohlbefinden ist kein kompetitiver Faktor wie der Wohlstand. Wohlstand resultiert aus dem Erfolg im Lebenskampf einer Kultur, die auf Wettkampf beruht. Wohlbefinden resultiert indes aus etwas ganz anderem. Es stellt sich ein, wenn die Teile des Erlebens miteinander harmonieren. Wenn sie sich im Einklang befinden. Gutes Fühlen mit dem Tun und Wahrnehmen; beides mit dem Tagträumen und Mitteilen, das sich in meinen Handlungen und Begegnungen mit anderen spiegelt; und alles zusammen mit meinem logischen Denken, dessen Schlüsse das Erlebte bestätigen. Mein Wohlbefinden bezieht in seinem Urteil auch die Umwelt mit ein. Das ist klar. Mein Beispiel vorhin, bei dem ich Monokultur und natürlich gewachsenen Wald miteinander verglich, weist in diese Richtung. Ein Spaziergang durch eine Monokultur tut mir bei weitem nicht so wohl wie ein Spaziergang durch den unbeschädigten, natürlichen Wald. Einklang in mir bedeutet zugleich Einklang außerhalb von mir, der im Falle der Monokultur fehlt. Beides bedingt sich gegenseitig. In einer beschädigten und zerstörten Umwelt fühle ich mich nicht wohl. Dem wird vermutlich niemand widersprechen. Dasselbe gilt für eine Wirklichkeit, in der andere leiden. Ein leidender Mensch bedrückt mich. Das Miterleben von Leid anderer Menschen drückt meine Stimmung und damit mein Wohlbefinden. Wohlbefinden schließt stets den anderen mit ein.

Auch das unterscheidet eine Fließgleichgewichtsgesellschaft von ihrem Wachstumsbruder eklatant. Wachstum kümmert sich weder um die Umwelt, noch um das Schicksal der Verlierer. Beide werden ohne Bedenken ausgebeutet. Wohlstand entsteht daher oft genug auf Kosten der Umwelt und erzeugt damit eine zwiespältige Befindlichkeit im Menschen, die unsere moderne Kultur bis ins Mark durchdringt. Die Gewinner können sich ihres Reichtums nicht wirklich erfreuen, weil diese Freude ja im Grund Wohlbefinden voraussetzt. Aber wie soll sich das angesichts des Leids einstellen, den mein Wohlstand auf dem Gewissen hat? Vielleicht verbergen sich deswegen so viele reiche Menschen hinter blickdichten Mauern, um nicht dauernd an ihre Mitschuld erinnert zu werden. Dabei verstecken sie

sich weniger vor den Blicken der anderen. Sie wollen vielmehr die darben- den Verlierer aus ihrem Blickfeld räumen.

Arbeit als Beziehungsakt

Eine Wachstumskultur betrachtet Arbeit als Produktionsfaktor. Eine Gleichgewichtsgesellschaft hingegen sieht darin einen Beziehungsakt, der anderen Menschen dient. Eine Handlung zum Wohle der anderen, die zugleich durch soziale Rückkopplung zu meinem eigenen Wohl beiträgt. Wie gesagt, ist Wohlbefinden auch ein soziales Phänomen. Es schließt den anderen mit ein. Arbeit als Beitrag zum gemeinsamen Wohlbefinden ist etwas gänzlich anderes als Arbeit im Rahmen von Beschäftigungsverhältnissen, bei denen es um den Vorteil einiger weniger geht. Mein Bruder, von dem ich bereits erzählt habe, ist ein gutes Beispiel für diese Form der Arbeit, die auf Wohlbefinden abzielt. Er ist, wie gesagt, ein hoch begabter Musiker. Ich freue mich jedes Mal, wenn er meine Frau und mich zu einem Konzert einlädt. Das symphonische Erlebnis führt mir jedes Mal vor Augen, was es bedeutet, anderen Menschen im Sinne gemeinsamen Wohlergehens zu dienen. Selbst in einem großen Konzertsaal, berstend voll mit Menschen, springt dieser Funke über, der das Wohlbefinden entzündet. Vorne auf der Bühne die Musiker, jeder einzelne in sein Spiel vertieft und ganz bei sich, also im Einklang mit sich selbst und seiner Umwelt. Und im Publikum die Menschen, deren Körperhaltung, deren Augen und deren ergebene Lauschen eines ausdrücken: ein ekstatisches Wohlbefinden, das alle in diesen großartigen Augenblicken mit den Künstler/innen teilen.

Interessant auch, was mein Bruder dazu sagt. Er empfindet seine Proben und die Bühnentätigkeit nicht als Arbeit. Eher als Entfaltung seiner Talente. Überträgt man diese Haltung auf das Orchester als Ganzes, dann bekommt man eine Ahnung davon, was es heißt, wenn Menschen ihr Tun an den Begabungen ausrichten, die sie in sich tragen. Sie trachten nach einem Gleichgewichtszustand, in dem die Teile ihres Erlebens, ihr Fühlen, ihre Vorstellung von einem perfekten Spiel und ihr physisches Können, verkörpert in ihrer ausgereiften Instrumentenkunst, eine Einheit bilden. Überträgt sich diese innere Harmonie auf den Zustand ihres Publikums, entsteht ein kollektives Wohlbefinden.

Treffender lässt sich das Arbeitsethos einer Gleichgewichtskultur nicht ausdrücken. Sie strebt nach Entfaltung jedes Einzelnen, die, aufgrund der

wechselweisen Beziehungen unter Partnern, zugleich der Entfaltung der anderen dient. *Jeder kann etwas besonders gut. Etwas, das für die anderen wichtig ist und das sie nicht so gut oder gar nicht können.*⁷² Diese beiden Sätze stehen in einem großartigen Buch über die Wälder und beschreiben das kooperative Prinzip, das alle Organismen darin verbindet. Beim Menschen ist es potenziell nicht anders, wenngleich wir heute diese Wechselwirkung nur in besonderen Ausnahmesituationen erleben. In einer Wachstumskultur sind solche Momente eine Seltenheit. In einer Fließgleichgewichtskultur wären sie die Regel, weil ihre Mitglieder von klein auf darauf vorbereitet werden. Man stelle sich ein Bildungssystem vor, das auf Entfaltung statt auf Abrichtung beruht. Was für ein Reichtum im Sinne geteilten Glücks könnte dies für die Menschen bedeuten, die sich so gegenseitig mit ihren Diensten Gutes tun. Es gäbe Arbeit in Hülle und Fülle, weil ja jeder etwas kann, was der andere nicht kann. Der eine tröstet gut. Der andere weiß die Menschen mit seinen Geschichten zu bannen. Der dritte tanzt leidenschaftlich und gut usw. Und weil dieses individuelle Können nicht dem Diktat der Kostenersparnis unterliegt, sondern allein dem Wunsch der anderen nach Freude, hätte jeder seinen Platz im Leben. Jede/r hätte Arbeit, wiewohl diese Arbeit mit dem, was wir heute darunter verstehen, keine Ähnlichkeit mehr hätte. Sie würde eher der Tätigkeit ähnlich sein, die mein symphonischer Bruder heute bereits praktiziert.

Wer begreift, dass es so sein könnte, wird sich wundern, warum und wie lange er dem Diktat des Wachstums gehorcht hat. Vielleicht käme ihm auch der Gedanke, der mir oft durch den Kopf geht: Der Wohlstand wurde erfunden, um vom Wohlbefinden abzulenken. Weil irgendetwas muss es ja geben, das uns trotz unseres Leidens bei der Stange hält. Deswegen wird auch bei jeder Gelegenheit die Geschichte von Wachstum und Wohlstand gebetsmühlenartig wiederholt. Damit niemand auf die Idee kommt, es könnte anders sein.

Und wie ist das mit dem Geld in einer Fließgleichgewichtskultur?

Ich denke, es wird, zumindest im Übergang dorthin, zwei Geldsysteme geben; ein kumulatives, das den Anreiz zum Wachstum in sich trägt; und ein nichtkumulatives, dem dieser Anreiz fehlt. Das kumulative entspricht dem Tauschsystem, wie wir es heute kennen. Mit dem Geld als Zweck und nicht als Mittel. Das tun ja heute fast alle, den Mittel mit dem Zweck ver-

wechseln, wenn sie mit Geld umgehen. Ursprünglich war Geld ein Ersatz für gerade nicht verfügbare Waren des täglichen Gebrauchs.⁷³ Wir kennen die Geschichte schon: Mein Urahn ging auf den Markt um seine Birnen gegen ein Messer einzutauschen. Doch war der Schmied schon gegangen. Nächste Woche käme er wieder, hieß es. Also einigten sich mein Urahn und der Empfänger seiner Birnen auf ein unverderbliches Pfand als Gegenwert, das sich am Markt für solche Fälle eingebürgert hatte; eine kleine, flachgeklopfte, fingernagelgroße Scheibe aus Metall. Im Laufe der Zeit hat dieses Pfand in der Wahrnehmung der Menschen eine unvorhergesehene Wandlung erfahren, die seine Bedeutung radikal verändert. Die Nachfahren meines Urahns machten aus der Nebensache – die das Stück Metall zu Zeiten meines Urahns wahrscheinlich war – eine Hauptsache. Eine wichtige Rolle spielte dabei die Erfindung der Zinsen, die Geldverleiher ihren Schuldnern auferlegten. Sie bauten in das Pfand einen Wachstumsmechanismus ein, der die Entleiher verpflichtete, mehr zurück zu zahlen als sie erhalten hatten. Dieser Wachstumsmechanismus rückte das Geld in den Mittelpunkt und ließ es zu einem Gegenstand der menschlichen Begierde werden. Das Geld wurde wichtiger als die Dinge des Lebens, die die Menschen dagegen eintauschten. Und so ist es bis heute geblieben. Deshalb halten beispielsweise Getreidebarone ihre Feldfrüchte zurück, um durch einen Engpass am Weltmarkt deren Preis hinaufzutreiben. Selbst wenn Menschen dabei verhungern. Der Preis ist wichtiger als die Verfügbarkeit von Nahrungsmitteln. Er ist wichtiger als das menschliche Wohl. Schließlich geht es darum, dem wirtschaftlichen Wachstum zu dienen. Geld hat insofern eine soziale Funktion, indem es Vorstellungen, die wir teilen, verstärkt und unser kollektives Handeln beeinflusst. Das kumulative Geldsystem vertauscht dabei die Rollen der Elemente, die dem Tauschhandel zugrunde liegen. Das Geld dient nicht mehr dem Leben, sondern das Leben dem Geld. Dem Wachstum wurden damit zwar die Beschränkungen aus dem Weg geräumt, die das Leben als Gleichgewichtsphänomen mit sich bringt. Zugleich aber wurden die Weichen gestellt für eine Entwicklung, die uns umbringen wird, wenn wir jetzt nicht innehalten: weil wir die Lebensgrundlagen und uns selbst zerstören.

Um diesem verkehrten Handel zu entgehen, haben Menschen alternative, komplementäre Währungen erfunden, denen der Anreiz zum Wachstum fehlt. *Dabei handelt es sich um eine Vereinbarung innerhalb einer Ge-*

*meinschaft, eine Währung, die keine Landeswährung ist, als Tauschmittel zu akzeptieren. Diese komplementären Währungen übernehmen soziale Funktionen, für welche die offizielle Währung nicht geschaffen wurde.*⁷⁴ Beispielsweise betonen sie den Zusammenhalt unter Menschen, weil sie weder Zinsen kennen noch andere Mechanismen beinhalten, die Rivalität entstehen lassen. Wer sich für komplementäre Währungen näher interessiert, dem empfehle ich die Lektüre des Buches, aus dem ich eben zitiert habe – siehe die kursiven Stellen zuvor.

All diese komplementären Währungen – laut dem von mir zitierten Autor gibt es derzeit weltweit etwa 1.900 davon⁷⁵ – beweisen, dass es auch anders geht. In der Zeit des Übergangs wird komplementäres, nicht kumulatives Geld dafür sorgen, dass die Dinge, die für das Leben unverzichtbar und unmittelbar notwendig sind, auch zur Verfügung stehen. Für Nahrung wird dabei in lokalen oder regionalen Produktionssystemen gesorgt. Auch das wird bereits an vielen Orten praktiziert. Dass sich die Menschen ihr Fleisch und Gemüse von Betrieben in der Umgebung holen, die sie kennen. Es wird also eine duale Wirtschaft geben, bei dem die tatsächlichen Lebensmittel durch komplementäre Tauschmittel der Spekulation entzogen werden. Luxusgüter und andere Dinge, die nicht unmittelbar überlebenswichtig sind, werden weiterhin über die traditionelle Währung gehandelt. Beide Systeme werden im kulturellen Übergang gleichberechtigt nebeneinander bestehen, so wie das heute schon an manchen Stellen der Welt lokal der Fall ist. In der Folge wird man dann sehen, ob die Menschen überhaupt noch einer kumulativen Währung bedürfen. Diese Entscheidung wird aber nicht mehr Gegenstand eines Wettbewerbs sein. Wir werden es vielmehr kooperativ beschließen.

Wie kommt das Fließgleichgewicht in meine Fantasie?

Wie kommt der Einzelne nun zu einer adäquaten Vorstellung von Fließgleichgewicht, die in einer Kultur des Lebens die Vorstellung von unendlichem, linearem Wachstum ersetzen wird? Ich denke, dass dieser mentale Wandel zwei Schritte braucht. Fließgleichgewicht tritt dort auf, wo Strukturen sich aus Prozessen bilden. Der Wasserwirbel, die Flamme und alle Lebewesen gehören zu diesem phänomenologischen Typus. Normalerweise stellen wir uns unter Strukturen fest gefügte Dinge aus ebenso festen Teilen vor. Etwa das Haus, in dem ich wohne. Es besteht aus Zie-